

Nr. 207 Bromberg, 15. September 1939

Herz, schweig still . . .

Roman von Rudolf Haas.

(15 Fortsetzung.) ———

Der Marhof schläft. Nur im Mitteltrakt sind die drei Fenster der schönen Stube erleuchtet. Dort kniet die Traude blaß und tränenlos, mit gerungenen Händen, vor dem Ahnenbild der Luise Wiederschwing. In der Einsamkeit des Turmzimmers hat sie mit sich selbst ins reine kommen wollen, hat an Storms „Immensee" gedacht, an die Vernunft- und Geldehen einer früheren bürgerlichen Zeit, an die Selbstverständlichkeit, mit der unerfahrene Mädchen von den Eltern zur Heirat mit ungeliebten Männern — gute Versorgung, standesgemäße Vermählung nannte es die damalige Moralheuchelei — bewogen oder gezwungen worden. Nicht aus Not, sondern aus Sucht nach größerem Besitz, sorglosem Leben, Überfluß wurden solche Ehen geschlossen und von der landläufigen Denkart gebilligt. Das war unsittlich und verwerflich.

Wenn aber sie, die Traude, sich und das eigene Glück freiwillig opfern würde, um der Familie den Erbhof zu erhalten und sie vor dem Untergang zu bewahren, so wäre das nicht Eigennutz, sondern ehernes Muß und bitterer als Sterben. Könnte sie durch Hingabe des Lebens die Ihren retten, es wäre leichter. Aber so? Blieb ihr denn ein anderer Weg? Konnte sie den Vater umkommen, die mit ihr durch das Blut der Vorfahren Zusammengeschweißten verderben lassen und dann hingehen und losgelöst von Blut, Heimat und Boden mit Herbert Tillian leben? Nimmermehr würde sie mit ihm froh und glücklich sein können.

Aber gerade wenn sie an Herbert dachte, überfiel sie das Furchtbare ihres Geschickes mit doppelter Macht. Ihm oder den Ihren, so oder so, immer mußte sie Treue brechen, Schmerz zufügen, zur Verräterin werden, unglücklich machen!

War sie wirklich nur dienendes Glied ihrer Sippe? Hatte sie nicht das Recht, auch ihr eigenes Leben zu leben, sich den Vater ihrer Kinder selbst zu wählen? Dem Volk gesunde Kinder zu schenken und sie zu tüchtigen Menschen zu erziehen, war heiliger Beruf der Frau. — Aber sollten um der noch Ungeborenen willen die lebensstarken, prächtigen Zwillinge der Kathrein, um den Wurzelboden gebracht, verkümmern? Eigenes Wohlergehen oder sicheres Gedeihen der Sippe — was hatte den Vorrang, war ausschlaggebend und richtig?

Vom Widerstreit immer neu anstürmender Gefühle leidvoll bedrängt, hat sie es in der Stille ihres Mädchenzimmers — wie viele unbeschwerte, sorglos glückliche Jahre hatte sie hier verlebt! — nicht mehr ausgehalten. Auf den Zehen ist sie in die schöne Stube hinabgeschlichen.

Und nun liegt sie im weißen Nachtkleid vor dem Ahnenbild, dessen Züge ihr so sehr ähneln, auf den Knien und bettelt um ein Zeichen, wartet auf einen Fingerzeig, einen Schicksalswink, eine Offenbarung. Aber es bleibt still.

Die großen grauen Augen der Luise blicken über sie hinweg in die Ferne, das immer gleiche Lächeln, rätselvoll und weh, umspielt den lieblichen Mund.

„Was ich zuvor besessen, mein Herz sollt' es vergessen, — das hat es nicht gewollt . . ."

Tiefer und tiefer beugt die Traude das blonde Haupt nach vorn, die Stirn berührt die auf dem Teppich gefalteten Hände, lautloses Schluchzen durchschüttelt den schlanken Körper. Wie eine büßende Magdalena liegt sie und ihre einzige Sünde ist doch nur, daß sie in Qual und hoffnungsloser Verlassenheit, einen Menschen über alles liebt und ihn um andrer geliebter Menschen willen aufgeben soll.

Ihre Tränen netzen den Boden und das schimmernde Haar liegt darüber hingebreitet. Aber der Herr spricht nicht zu ihr: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin in Frieden!"

Ahnungslos schlafen die andern. Und sie flüstert: „Herr, nimm diesen Kelch von mir!" Doch es bleibt still. Und kein Engel erscheint vom Himmel, um sie zu stärken.

An allen Gliedern wie zerschlagen, erhebt sie sich endlich. Ihr Gesicht ist grau, die Augen haben Ringe, die Lippen sind kalt. Todmüde schleppt sie sich in ihr Zimmer zurück.

Traude, wohin gehst du . . .?

Ein Herz wird begraben.

Am Nachmittag wälzen sich schwere Wetterwolken über die Villacher Alpe herein, machen den Himmel niedrig, verdüstern die Sicht, hängen mit zerfransten Rändern tief herab. Schwarz sind sie, und dazwischen leuchtet unheimlich ein fahles Schwefelgelb. Lautlos ziehen sie in immer dichteren Geschwadern über das ganze Talbecken, jeder Vogelruf verstummt, reglos stehen die Wälder und die ährenreichen Felder, wie furchterfüllte Herden drängen sich die Menschensiedlungen in dem gespenstigen Zwielicht zusammen, und es ist vollkommen still. Mit Mark und Bein durchdringendem Klagen beginnen die Wetterglocken in allen Pfarrkirchen zu läuten.

Traude Wiederschwing sitzt am Ruhebett des Vaters und liest ihm vor. Immer finsterer wird es, und sie muß innehalten, um das Licht anzudrehen. Sie hat es kaum getan, als draußen, über der Hochfläche hinrasend, ein ungeheurer Sturm sich erhebt. Fensterladen brechen aus den Angeln, Dachziegel wirbeln durch die Luft, brausende Wipfel neigen sich tief, Stämme zersplittern.

Ludwig Wiederschwing ist aufgestanden und blickt besorgt hinaus. „Das Wetter kommt grob", sagt er, und hat noch nicht ausgeredet, da flammt's zur Stube herein mit blendendem Schein, fast gleichzeitig kracht ein lauter Donnerschlag, und dann folgt Blitz auf Blitz, begleitet von ununterbrochenem Rollen und Rumpeln und schütterndem Dröhnen. Sintflutartig strömt der Regen nieder, rabendunkel ist es geworden, und in die pausenlos von bläulichem Blitzschein durchflammte, von Brausen, Tosen, Ge-

schrill und Gekrach erfüllte, von Sturm und Wasserschwall und plumpen Spukgestalten durchwühlte Düsternis mischt sich jetzt mit einemmal ein neuer Klang, ein Scharren, Rasseln, Prasseln, knatterndes Getrommel. Es hagelt.

Wie ein endloser weißlicher Vorhang rollen die Eisschnüre am Fenster vorüber, hohnlachend wirft sie der Sturm gegen die berstenden Scheiben. Die Traude eilt von Zimmer zu Zimmer, um die Laden zu schließen, alle Hausleute tun desgleichen, aber zu retten gibt es nur noch wenig. Der Marhofer steht mit hängenden Armen und starrt in diesen furchtbaren Aufruhr aller Naturgewalten, drei Minuten — fünf Minuten.

Gnadenloser Gott im Himmel, das hat noch gefehlt! Nun ist der Untergang vollständig!

Sieben Minuten. Das Getöse hört auf, der Sturm läßt nach, es wird heller. Zollhoch liegt auf den Fluren eine zusammenhängende Decke von nußgroßen Eisstücken, die Ernten sind vernichtet. Als ein totes Winterland liegt der vor kurzem so üppig strotzende Fruchtboden im Regengeriesel, blätterlos wie im Winter sind auch die Bäume, das ganze Obst ist herabgeschlagen, Äste sind gebrochen, Stämme entwurzelt. Dazu kommen die Kosten der Ausbesserungen an den Gebäuden und Dächern — nicht einmal die Hälfte des wirklichen Schadens wird die Hagelversicherung ersetzen.

Der Marhofer steht und stiert. Ein Blitz fährt nieder, der Donner knallt. Wie Hohngelächter klingt es dem verstörten Mann ins Ohr. Die geballte Faust schüttelt er dem Unwetter entgegen. „So schlag doch ins Haus ein! Zünd es an! Daß wenigstens alles auf einmal hin ist!" brüllt er in ohnmächtigem Zorn. Ein Schwindel befällt ihn, ächzend sinkt er aufs Liegesofa.

Als die Traude zurückkommt, blickt er teilnahmslos an ihr vorbei. Sie setzt sich neben ihm, streicht ihm das wirre Haar aus der Stirn. Wie grau es geworden ist, fast weiß! — „Vater", sagt sie innig, und es gelingt ihr wirklich, ihrer Stimme einen zuversichtlichen Klang zu geben, „nimm's nicht zu schwer! Mach dir weiter keine Sorgen, alles wird gut werden! — Ich wollte es dir erst sagen, wenn alles geordnet ist, aber jetzt mußt du es schon heute wissen. Ich hab' mit Herrn Tonandinel gesprochen, du kannst beruhigt sein, er wird nichts gegen dich unternehmen." Mit einem Lächeln, das nicht einmal gezwungen wirkt, nickt sie ihm zu. Aber sein Gesicht leuchtet nicht auf. Mißtrauisch schaut er sie an.

„Du verbirgst mir etwas! Um deiner schönen Augen willen wird er es nicht getan haben! Dahinter steckt mehr, als du mir verraten hast!"

Tapfer hält sie seinen forschenden Blicken stand und senkt die Lider nicht. „Vielleicht. Aber es ist noch nicht spruchreif. Morgen fällt die Entscheidung. Gedulde dich also und sei unbesorgt: der Marhof bleibt uns erhalten, trotz dem heutigen Schaden!"

Nun packt es ihn wieder. „Es ist entsetzlich! Weiß der Himmel oder Teufel, ich hab' mich niemals vor einer Last gefürchtet, hab' das Schwerste auf den Buckel genommen und übern Berg geschleppt! Aber wenn's so knüppeldick kommt, geht's einfach nicht mehr! Die Ernte hin! Alle Arbeit umsonst! Der Marhof auf der Gant! Bin ich schuld? Sind die Umstände schuld? Einerlei! Ich trag's nicht mehr! Ich kann nicht mehr!"

Noch nie hat die Traude den einst so kraftstrotzenden Mann in solcher Verzweiflung gesehen. Und wieder wallt ein heißes Mitleid in ihr auf, eine fast mütterliche, opferbereite Liebe. Ihr Entschluß ist gefaßt. „Vater", spricht sie mit kaum bewegten Lippen und wundert sich, daß sie so ruhig bleibt. „Herr Tonandinel hat mich um meine Hand gebeten."

Er schrickt zusammen, will auffahren, bezwingt sich. Lauernd blickt er sie an. „Und — du?"

„Ich werde ihm morgen das Jawort geben."

Seine Augen werden glasig, aber er beherrscht sich noch immer. „Das geschieht nun und nimmermehr!"

„Doch, Vater."

Nun braust er auf. „Du willst dich verkaufen? Zur Dirne machen? Eine Wiederschwing?"

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, Vater! Von Verkaufen ist keine Rede. Was er mir gibt, werde ich ihm ehrlich zurückzahlen. — Herbert ist jung, ist Künstler, er braucht, er soll, er darf nicht schon jetzt für immer gebunden sein. — Unterbrich mich nicht, Vater, laß mich alles sagen! Du weißt ja gar nicht, wie ich gekämpft und — und — und — — alles überlegt habe!" Das klingt wie ersticktes Weinen, aber sie faßt sich gleich wieder. „Was ich Herbert geben konnte, hab' ich ihm gegeben — reicher könnte ich ihn nicht mehr machen, höchstens ärmer. Aber Tonandinel kann ich reicher machen — du hättest seine Augen sehen sollen! Und dadurch kann auch ich mich reich machen" — ihre Stimme hat einen ergreifend innigen Klang — „in dem Bewußtsein, Vater, daß der Marhof unser bleibt, daß uns der Boden unter den Füßen bleibt, wo seit Jahrhunderten die Wiederschwing gesät und geerntet haben. Heimatlos käm' ich mir vor, wenn andere darin wirtschafteten! Verbrechen an unserer Familie, Verrat an den Vorfahren wäre es, wollte ich den Marhof in fremde Hände fallen lassen, solange ich eine Möglichkeit habe, ihn für uns zu erhalten. Mehr als Verbrechen! — Entweihung! Grabschändung! Denn in den Fluren, in jedem Krümchen Erde sind die Werke der Ahnen lebendig bewahrt, in allen Stuben lebt ihr Wirken, weben ihre Überlieferungen fort, raunt und mahnt die Erinnerung an den Fleiß der Väter, die Sorgen der Mütter, an Elternliebe und Enkelglück. Die Kette einer ununterbrochenen Geschlechterfolge schlingt sich, ein Reigen seliger Geister, Hand in Hand um den Marhof, ihr Geist waltet in allen Räumen, ihr Andenken durchdringt sie, frommer Sage und sichere Kunde, die den Nachkommen Beispiel sein soll und Ansporn und ein Gegenstand gläubiger Liebe. — Der Marhof ist die eigentliche Grabstätte der Wiederschwing oder richtiger: ist ihr Himmelreich und ihre ewige Seligkeit, denn hier leben sie in uns und durch uns weiter! Unser Familienheiligtum dürfen wir nie und nimmer aufgeben, sonst geben wir uns selbst auf, sonst sind wir alle, Voreltern und Nachfahren, wurzellos, heimatlos, friedlos und verdammt wie die unerlösten Seelen, und das Opfer der Luise hätte jeden Sinn verloren . . ."

So spricht die Traude, sich selbst überwindend und durchdringend, zu ihrem erschütterten Vater, und es schwingt in ihren Worten wie eine Bitte mit, ihr nicht zu widersprechen.

Ludwig Wiederschwing hat die Herrschaft über sich verloren. Den Schädel in beide Hände gestützt, sitzt er, und große Tropfen kugeln ihm über die fahlen Wangen. Er wischt sie nicht ab, er atmet mühsam, das Sprechen fällt ihm schwer. „Vieles ist wahr, was du sagst, aber Tonandinel geb' ich dich nicht!"

„Das ist auch nicht nötig, Vater, ich selbst gebe mich ihm. Ich bin volljährig."

„Deswegen bleibst du doch mein Kind! Kannst du deinen Vater zwingen, sich vor seinem Feind zu demütigen? Willst du mich zum Lumpen machen, der sein Kind verschachert? Zum Schmarotzer, der von fremden Gnaden lebt?"

„Du darfst nicht nur an dich denken, Vater! Es geht um die Familie, um die unmündigen Enkel . . ."

„Und um dich! Und darum, daß ich dich verkuppeln, deine Seele verkaufen soll! — Nein, nein, nein, Traude! Eher verrecken!" Das ist hoffnungslose Verzweiflung.

Und mit zuckendem Mund, aber ruhig und herzlich erwidert die Traude: „Das sind häßliche Worte, Vater, aber es sind nur Worte. Die Wiederschwing haben einen harten Willen, und ich bin eine Wiederschwing! — Mach mir den Entschluß nicht noch schwerer."

Er stöhnt. „Jetzt hast du dich verraten! Es fällt dir schwer, es zerreißt dir das Herz! Du willst dich für uns auf den Scheiterhaufen legen, in die Hölle stürzen! — Tu's nicht, Traude! Tu's nicht! Bloßfüßig will ich für dich betteln geh'n!"

Sie lächelt unter Tränen. „Ich ginge gern mit dir, Vater, und du bist so gut . . . Aber es sind ja auch noch die anderen da. Der Jörg ist dem Unglück nicht gewachsen. Was wird aus Karl, wenn er sein Studium aufgeben muß? Und der Großvater und die Mina-Muhme? Denk

doch nur nach, Vater. — Es ist nicht gar so schrecklich, eine reiche Frau zu werden."

Es ist, als ob die Rollen vertauscht wären. Sie, die Traude mit den sieben Schwertern im Herzen, muß, das eigene Leid verkleinernd, geradezu bitten, das Opfer zuzulassen. Er schüttelt den in die Hände vergrabenen Kopf. „Es geht nicht! Es geht nicht!"

Sie steht am Fenster und blickt hinaus. Es will Abend werden. Draußen bedecken noch immer die weißen Hagelkörner bis zur Stadt hinunter das sacht absinkende und ebene Gelände. Was da in den Fluren und Gärten blühen und reifen und Frucht tragen und Freude machen sollte, ist eingestampft, zerquetscht, zerschmettert, vernichtet. Wie das Bild ihres kommenden Lebens liegt das verwüstete Land vor ihren Augen. Die hohen Linden neben der Kapelle sind blätterlos, einige Äste sind gebrochen, siech wie der Vater, der lebensfreudige Mann ... Eine Amsel sitzt im kahlen Wipfel, auch ihr Nest ist vielleicht zerstört, ihre Brut erschlagen, aber sie singt ihr Abendlied ... Und über ein Weilchen werden die zerstampften Äcker rot von blühendem Buchweizen sein, und im nächsten Frühjahr wird allenthalben frisches Grün dem Licht entgegendrängen ...

„Vater", spricht die Traude. „Kein Unglück ist so groß, daß es nicht ertragen und überwunden werden könnte. Schlaf einmal darüber, und morgen wird alles anders aussehen."

Er antwortet nicht. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der seltsame Gast.

„Sensationen" aus einem Hotel-Tagebuch.

Von **Carola Ihlenburg.**

Der Mensch, der reist, muß seine Heimat bei sich tragen. Woraus bestehen wir? Aus Gedanken, Liebhabereien und Kleidern — so scheint es. Der Mensch reist mit Gepäck. Es gibt Schrankkoffer, in denen die Anzüge richtig auf dem Bügel hängen, und es gibt kleine Koffer, in denen sind oft merkwürdige Dinge. Die kleinen Koffer, das sind nämlich die wesentlichen. In ihnen reist „Faust Erster und Zweiter Teil", eine Photographientasche, ein Reiseschachspiel, eine getreue Weckeruhr, im letzten Augenblick hineingestopftes Stoffhündchen namens Fidelio oder ein anderes Stückchen Zuhause.

Ja, nun kommt das Hotel. Es kann ein altes Haus in einer alten Stadt sein, wie wir es alle kennen. Es kann aber auch ein Palast in Berlin sein, und davon wissen wir wenig, kennen höchstens die Halle mit dem Fünfuhrtee und denken, es wird alles nicht viel anders sein als in Hamburg oder Frankfurt. — Was weiß man überhaupt von einem großen Haus mit dreihundert, fünfhundert Zimmern? Man kommt an, wird leise begrüßt, ist für den Augenblick aller äußeren Sorgen behoben und fährt im Fahrstuhl mit einem Kellner und einem uniformierten Jungen hinauf. Denken die auch etwas, während sie so höflich ins Leere gucken? Schätzen sie heimlich den Gast ab, seinen Mantel, seinen Beruf, seine Familie, seinen Titel mitsamt der Veranlassung zu seiner Reise? Man weiß nicht. Undurchdringlich sind die Gesichter. Aber dann, bei irgendeiner Gelegenheit kommt es: Der Gast bekommt seinen Koffer nicht auf — gleich ist jemand da, der ihm sanft die Schlüssel aus der Hand nimmt, lächelnd und tröstend, um sachverständig das verbogene Schloß zu öffnen. — Der Gast hat Migräne, schon erscheint ein mitfühlender Mensch mit Tabletten und Wasser. Unsichtbare Geister füllen Blumen in die Vasen. Machen Sie sich Gedanken über diesen Fremden auf Zimmer 293 oder über jene Dame auf Zimmer 194 bis 197, die einen Kontrabaß unter ihrem Gepäck hat und als Hausanzug ein Indianerhemd mit Sandalen trägt?

Ich habe mit Angestellten weltstädtischer Riesenhotels gesprochen. Da ist zunächst der Punkt: Wie steht es mit der berühmten Menschenkenntnis der Geschäftsführer, Pförtner und Hotelkellner? Einer gestand ruhig, daß es diese „Blicksicherheit" gar nicht gäbe und nicht geben könnte. „Immer wieder", erzählte er, „kommen solche Fälle vor wie der mit dem ‚kleinen Mann'. Der ‚kleine Mann' kam mit einem einzigen Köfferchen in der Hand zu Fuß an. Er war unordentlich angezogen, hatte schmutzige Hände und einen größenwahnsinnigen Blick. Man sagte ihm, daß alle Zimmer besetzt wären, denn er sah aus wie ein wilder Mann. Er hatte aber Zimmer bestellt ... vier Zimmer! Das zusagende Telegramm unseres Hotels holte er zerknittert aus der Manteltasche. Dem Namen nach, den er eintrug, war er ein bekannter, schwerreicher Erfinder und Fabrikbesitzer. Er blieb immer auf seinem Zimmer, trank sehr teure Weine, ließ nie einen Pfennig Bargeld sehen und kümmerte sich nicht um die Wochenrechnung. Eines Tages verschwand er (natürlich! sagten sämtliche Angestellte von den Oberkellnern bis zu den Zimmermädchen) unter Zurücklassung des Köfferchens. Jedoch nach einigen Tagen wurde die Rechnung beglichen, auch gute Trinkgelder waren geschickt worden. Denn es war trotz alledem der echte Erfinder gewesen, der sich den Tod seiner Tochter so sehr zu Herzen genommen hatte, daß er wie ein geistesgestörter Bettler bei uns angekommen war. In dem Köfferchen übrigens befanden sich nur — Photographien von seiner Tochter."

Eine letzte Flasche Sekt.

„Aber nicht immer", erzählte mein Gewährsmann weiter, „sind bekümmerte Leute so schweigsam wie jener ‚kleine Mann'. Es kommt vor, daß ein schlafloser Gast manchmal mitten in der Nacht klingelt, unter dem Vorwand, eine Medizin zu brauchen. In Wirklichkeit aber, um zu irgend jemand zu sprechen, sich auszusprechen. Und da bekommt man zuweilen Sorgen zu hören, von denen ein Angestellter sich nichts träumen läßt. Ich habe selbst einem großen Börsenspekulanten nachts um drei eine Flasche Sekt in den Salon bringen müssen. Er bestand darauf, daß ich das Wasserglas nahm und mittrank. Er sprach von nichts anderem als von lustigen Gesellschaften, er erzählte Anekdoten, Jagdgeschichten, Theaterklatsch. Ich höre heute noch, wie dröhnend und unsympathisch er lachte. Aber gegen fünf Uhr morgens erschoß er sich. Wegen unglücklicher Spekulationen.

Nein, es ist nichts mit dem ‚Taxieren' der Gäste. Einmal kam ein hocheleganter dicker Herr, ganz der Typ des zahlungsfähigen Kaufmanns. Helle schweinslederne Koffer, goldene Zigarettendose, auserlesene Speisefolge ... ja, der prellte die Zeche und nahm ein Smaragdenarmband mit.

Und die Sensationen? Ja, wir haben allerlei erlebt, Hochstapler, falsche Namen, Diebstähle, falsche Prinzessinnen. Aber die ‚Sensationen' verliefen immer ganz still, weder Gäste noch Angestellte merkten etwas davon, wenn eine Verhaftung erfolgte. Ich für meinen Teil habe nur eine einzige aufregende Jagd durch nächtliche Hotelkorridore mitgemacht. Das war eine Jagd nach einem kleinen Boxerhund, der eine — Uhr gestohlen hatte. Diese Uhr war nämlich aus Zuckerwerk und wurde von einer berühmten amerikanischen Tänzerin auf jede Gastspielreise mitgenommen. Es war eine Art Schau- und Meisterstück des Konditorgewerbes. Meistens stand das Ding unter seinem Glassturz, es „stand" auch sonst immer. Jedenfalls hatte es seinen besonderen Lederkoffer und wurde so vorsichtig wie ein Götzenbild behandelt. — Nun hatte der Bully von Zimmer 456 bis 460 es erwischt und war damit losgerast. Die Tänzerin schrie wie eine Tragödin, und es war eine schauerliche Sache."

Plötzliche Verwandlung.

„Einmal, als mehrere Juwelendiebstähle geschehen waren, wohnte ein junger blasser Mensch bei uns, sehr elegant, aber wenig vertrauenerweckend. Er saß den ganzen Abend in der Bar, obgleich er furchtbar duckmäuserisch und verlegen war. Aber eines Mittags, plötzlich, kam er mit dem Herrn von 175 die Treppe hinunter und sah ganz anders aus. Er hatte 175 verhaftet und war ein Kriminalkommissar aus dem Rheinland. So etwas gibt es also nicht nur im Film."

Mein Gewährsmann, ein alter erfahrener Hotelangestellter, war so recht einer von dem Typ, der auf „nette" Gäste Wert legt, darunter versteht er „vornehme". Leute, die „Bitte" und „Danke sehr" mit Leichtigkeit sagen können. Leute, für die er dann „mit Begeisterung" sorgt, ohne an Trinkgelder zu denken. Leute, deren Gesichter sich aus der Masse der Zimmernummern herausheben und lächeln können für all die Pflege und Vorsicht und Rücksichtnahme, die einen in dem riesigen Palast der Fremde mit der Wärme einer schönen Heimatlichkeit umgibt.

Geheimnisvolles Brook.

Kleines Bild von Konrad Tegtmeier.

Ein kleines Stück Wegs bringt mich noch das dunkle Ruuk-ruuk-ruuk der Holztaube durch die Wiesen. Dann bleibt der Forst zurück. Wie eine drohende Wand steht er jenseits der Beeke, mit einem Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Selbst der feine rauchblaue Schleier macht es nicht viel freundlicher.

Wo der Wald zu Ende ist, gleich hinter dem Gasthaus zum Bäcker, schwenkt die feste Landstraße links ab. Aber auch geradeaus, auf den breiten, ausgefahrenen Feldweg, zeigt ein Wegweiser. Allerdings nur mit müdem, schon halb herabgesunkenem Arm. „Ins Brook" steht in verwitterter Schrift darauf zu lesen. Wer fragt auch schon danach. Die Städter, die mit der Bahn herausgefahren kommen, gehen im gepflegten Forst spazieren, rufen „Kuckuck", daß der Eichelhäher das Lachen kriegt, und sammeln allenfalls Pilze, eßbare und giftige, alles durcheinander. Doch nur selten kommt jemand über den Wald hinaus.

Die Geschichten von wilden Kerls im Brook sind längst vergessen. Vielleicht spukt noch eine entfernte, geheime Ahnung davon in den Vorstellungen der Bauern. Aber davon wollen sie nichts wissen. Im Brook sind Kreuzottern. Das genügt. Wer es nicht glaubt, der kann es auf einer Warnungstafel, nicht ganz so morsch wie der Wegweiser, mit eigenen Augen lesen.

Die vielen Warnungstafeln, die nachdrückliche Ermahnung, ja nicht vom Wege abzugehen und sich der Gefahr auszusetzen, im freien Feld von unsichtbaren Kugeln getroffen zu werden, haben gewiß viel dazu beigetragen, dem Brook, das man am besten meidet, etwas Geheimnisvolles zu geben. Im Grunde ist es wohl nur die einsame Wildnis, die Unwegsamkeit der Moore und das Undurchdringliche des sumpfigen Urwaldes, wodurch das Brook in Verruf gekommen ist.

Vor dem Regen war die Heide noch braun wie frisch gepflügtes Land. Seit drei Tagen scheint die Sonne. Und plötzlich blüht das Heidekraut den ganzen Weg lang und zu seinen Seiten bis zu den Wiesen hinunter, als wolle es jetzt erst recht Sommer werden.

Ich lege mich längelang ins Heidekraut; um mich tiefes Gesumm und Gebrumm wie feierlicher Orgelton. Aber sonst ist es still wie in der Kirche. Wenn nur die blauen Glockenblumen noch zu tönen vermöchten, dann wäre ein Sonntag um mich her, wie es ihn gewiß nicht alle Tage gibt.

Plötzlich raschelt es neben mir im Kraut. Der Gedanke an die Kreuzottern schießt mir durch den Kopf, und ich halte den Atem an.

Da raschelt es wieder. Aber es ist nur eine winzig kleine Eidechse, vielleicht so lang wie mein Finger. Weil ich mich mäuschenstill verhalte, kann ich sie ganz seelenruhig betrachten. Schwarzbraun sieht sie aus; und manchmal hat ihr schlanker, fein beschuppter Leib einen metallischen, bronzefarbenen Glanz. Sie wendet den Kopf mit den listigen Augen hin und her, ihre Flanken zucken, und plötzlich schießt die nach einem Insekt zielende Zunge pfeilgeschwind hervor, und im gleichen Augenblick schnellt sie zurück. Tolpatschig watschelt sie mit ihren langbefingerten Beinen über einen Heidestengel, und mit einem Male, ich habe mich doch wohl etwas bewegt, schlängelt sie sich wie der Blitz davon.

Ein merkwürdiges, vielgestaltiges Gesicht hat das Brook. Heide und Moor, Wiesen und Weiden, Äcker und Wald wechseln miteinander ab und gehen ineinander über. In der Heide wuchert Eichengestrüpp und niedriges Birkenholz, hin und wieder überragt von einer einsamen sturmzerzausten Kiefer, die ihre Arme gespenstisch gegen den Himmel reckt. Gleich dahinter sind alle Farben des blühenden Heidekrauts wie weggewischt. Das Gras wird dunkelgrün und saftig. Schwarze, schleimige Schnecken kriechen über den Weg. Erlen und Weiden, Eschen und Pappeln kennzeichnen das Sumpfland.

Der Himmel hat sich bezogen. Eine drückende Schwüle lastet über dem Brook. Kein Vogellaut ist zu vernehmen. Dafür lärmen die Grillen mit ihrem ewigen Zeck-zeck-zeck-zeck wie eine Batterie gut geölter Nähmaschinen. Zuweilen muß der Wind hier ein böses Spiel treiben. Ein gut gezimmerter Hochsitz, der dem Jäger als Anstand dient, liegt auf der Seite, als hätte der Schütze auf seinem schwanken Thorn das Übergewicht bekommen. Und dort, wo ein altersgrauer Grenzstein, auf dem nur noch auf der einen Seite Timmerhorn zu lesen ist, die Gemarkungen scheidet, wurde selbst eine stämmige Eiche umgeworfen. Das Wurzelwerk, nur noch auf einer Seite dem Erdboden verhaftet, liegt fast frei. Und doch hat der Baum Kraft genug gefunden, sich der neuen Lage anzupassen und wieder eine aufrechte, volle Krone zu tragen.

Merkwürdiges Brook. Eben sinkt man noch bei jedem Fußbreit vom Wege ein, keine zehn Schritte kann man vor lauter Wildnis geradeaus sehen — und plötzlich öffnet sich hinterm Knick eine weite, prächtige Weide, auf der die blanken Kühe mit schwerem Euter aufs Melken warten.

Wo das Brook zu Ende ist, gleich vor dem Buchweizenfeld, führt der Weg auf die feste Landstraße zurück. Ein barbeiniges Mädchen mit klappernden Milcheimern am Rade kommt mir entgegen. Bei ihrem heiteren, unbekümmerten Lachen verflüchtet sich schnell alles Unheimliche, das den Wanderer, beängstigend und erregend zugleich, in der einsamen Brookwildnis überkommt.



Bunte Chronik



Wann beginnt der Durfttod?

Wie lange kann ein Mensch ohne Wasser leben? Dieser Frage ging Frederick A. Coller an der Universität in Michigan nach. Seine Versuche zeigten, daß die durch den Durst hervorgerufene Wasserabnahme höchstens 6 Prozent des Körpergewichts betragen darf. Danach stellen sich schmerzhafte Krankheitserscheinungen ein. Ein Mensch von 70 Kilogramm Gewicht kann also ohne wesentliche Schädigungen vier Kilo einbüßen. Dieses Quantum geht bei einem zwei- bis dreitägigen Durst verloren. Nach diesem Zeitraum beginnt das erste Stadium des Durfttodes, der von folgenden Erscheinungen begleitet ist: Die Haut, durch die das Wasser verdunstete, wird trocken und heiß, die Augen brennen und die Zunge wird trocken und lederartig.



Lustige Ecke



Der Nebenbuhler.



„Gehen Sie denn nie, junger Mann? Jetzt bin ich zum vierten Male hier!"

Kommissarische Leitung: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Chef vom Dienst: **Marian Hepke**
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Edmund Przygodzki**, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: **A. Dittmann, Bromberg**